

„Mir bereiten nicht jene Bibelstellen Kopfzerbrechen, die ich nicht ganz begreife, sondern jene, die ich sehr gut verstehe.“, bekannte einmal der für seine geistreichen Aphorismen bekannte Schriftsteller Mark Twain. Die Beispielgeschichte vom barmherzigen Samariter gehört für mich zu jenen Bibeltexten, auf welche genau dieses Wort zutrifft. Jesus antwortet hier auf die Frage: „Wer ist mein Nächster?“ Diese Frage berührt den Kern christlicher Lebenspraxis, und Jesu Antwort darauf scheint glasklar: Es ist die Not eines Menschen, die ihn zu meinem Nächsten macht – wo immer dieser Mensch mir begegnet.

So sonnenklar diese Aussage erscheinen mag – sie bereitet Kopfzerbrechen. Die Frage „Wer ist mein Nächster?“ muss uns heute in unserer globalen Informationsgesellschaft ja mindestens so beschäftigen wie die Zeitgenossen Jesu – denn: Wer unter den vielen Notleidenden, von denen ich tagtäglich erfahre, ist denn nun wirklich mein Nächster? Vielleicht, wer meine Hilfe am nötigsten hat? Oder geht's eher darum, wo ich am kompetentesten und effizientesten helfen kann? Wo also soll ich anfangen? Beim Bettler vor unserer Kirche, beim wohlstandsverwahrlosten Kind von vis-à-vis, bei der dementen alten Tante? Oder müsste ich mich vielmehr entwicklungspolitisch engagieren für die Ärmsten der Armen oder für die Verteidigung der Ukraine oder für den Schutz der Lebensgrundlagen künftiger Generationen? – Und noch einmal anders gefragt: Darf sich christliche Nächstenliebe überhaupt damit begnügen, unmittelbare Nothilfe zu leisten, ohne die tiefer liegenden Ursachen der Not zu bekämpfen? Müsste also nicht vielmehr dort angesetzt werden – bei den sozialen und politischen Strukturen von Armut, Ausbeutung, Verwahrlosung und Gewalt? – Ich denke, all diese Fragen sind nie eindeutig so oder so zu beantworten. Auch das Evangelium lässt sie letztlich offen und erspart uns nicht das Kopfzerbrechen über die konkrete Art, wo und wie ich selbst am besten helfen und meinen Beitrag leisten kann.

Eines aber habe ich bislang immer überlesen in dieser zentralen Beispielgeschichte des Evangeliums: Ganz am Ende provoziert Jesus einen kleinen, aber feinen Perspektivenwechsel. Die Ausgangsfrage lautete bekanntlich: „Wer ist mein Nächster?“ Dann folgt die Beispielerzählung. Und an deren Ende fragt Jesus zurück: „Wer von den dreien (- dem Samariter, dem Priester und dem Leviten -) ist dem der Nächste geworden, der von den Räubern überfallen wurde?“ – Merken Sie es? – Die entscheidende Frage lautet für Jesus offenbar nicht, wer unter den vielen Notleidenden denn nun mein Nächster ist, sondern umgekehrt: Werde *ich* überhaupt jemandem zum Nächsten? – Die Fragestellung verkehrt sich hier plötzlich ins geradezu Intime! Nicht mehr sachlich distanziert: Wem ist wie am besten zu helfen? Sondern: Bin ich bereit, jemandes Nächster zu werden? Den Anderen, sein Schicksal, seine Not so an mich heranzulassen, dass ich zu seinem Nächsten werde? Ist es nicht das, was ein Mensch am allermeisten benötigt? – Und ist es nicht das, was einen Menschen wahrhaft menschlich macht: dass er jemandes Nächster wird? So, wie Gott in seiner Menschwerdung dem Menschen nahe sein wollte und in Jesus zum Nächsten geworden ist. Die Linderung von Not hört hier auf, eine Frage praktischer Lösungen zu sein. Es ist vielmehr eine Frage zwischenmenschlicher Beziehungen und ihrer Qualität.

Ich überlasse Sie diesem Gedanken mit einer bekannten Geschichte über Rainer Maria Rilke, die mir bislang immer ein wenig rührselig und kitschig erschienen ist. Vielleicht aber kann sie doch helfen, das Evangelium besser zu verstehen: Während eines Paris-Aufenthaltes kam Rilke gemeinsam mit einer jungen Frau täglich an einem Platz vorbei, an dem eine Bettlerin um Geld anhielt. Ohne zu den Gebern je aufzusehen, saß sie stumm und mit ausgestreckter Hand stets am gleichen Ort. Rilke gab nie etwas, seine Begleiterin oft ein Geldstück. Eines Tages fragte sie ihn, warum er nichts gebe. Rilkes Antwort: „Wir müssen ihrem Herzen schenken, nicht ihrer Hand.“ Einige Tage später brachte Rilke eine frisch aufgeblühte weiße Rose mit, legte sie in die Hand der Bettlerin und wollte weitergehen. Da blickte die Bettlerin mit einem Mal auf, erhob sich, küsste seine Hand und ging mit der Rose davon. – Eine Woche lang blieb die Alte verschwunden und ihr Platz leer. Die Begleiterin Rilkes fragte sich, wer wohl jetzt der Alten ein Almosen gebe. Acht Tage später saß die Bettlerin wieder am gewohnten Platz. Sie war stumm wie zuvor, wiederum nur ihre Hand hinhaltend. „Wovon hat sie denn all die Tage gelebt, da sie nichts erhielt?“, fragte Rilkes Begleiterin. Darauf er: „Von der Rose ...“